

dtv

Reihe Hanser

Insgesamt sieben Mal springt Robert in die Zeit zurück. Nach Russland folgen Australien und Deutschland in den Dreißigerjahren. In einem Barockschloss verliebt er sich, und im Dreißigjährigen Krieg wird er Mitglied einer Räuberbande. Jedes Mal reist er tiefer in die Vergangenheit. Doch eine Frage bleibt bis zum Schluss offen: Wie kommt er in seine eigene Zeit zurück?

Hans Magnus Enzensberger, geboren 1929 in Kaufbeuren, lebt heute in München. Er zählt zu den renommiertesten Schriftstellern der deutschen Literatur seit 1945 und wurde mit vielen Preisen ausgezeichnet. Sein Kinderbuch »Der Zahlenteufel« (dtv 62593), mit Bildern von Rotraut Susanne Berner, war ein Weltbestseller und wird immer noch begeistert gelesen.

Hans Magnus Enzensberger

Wo warst du, Robert?

Roman

dtv

Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
www.dtv.de

Von Hans Magnus Enzensberger ist in
der *Reihe Hanser* erschienen:
»Der Zahlenteufel« ([dtv 62593](#))

Katharina zuliebe



2. Auflage 2017

2014 dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München

© 1998 Carl Hanser Verlag München

Umschlaggestaltung: Peter-Andreas Hassiepen, München

Die Augenvignetten in diesem Buch wurden entnommen aus:

»Klinische Darstellungen der Krankheiten des menschlichen Auges«.

Hrsg. von Dr. Friedrich August von Ammon, Berlin 1838

Satz: Fotosatz Reinhard Amann, Aichstetten

Druck und Bindung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen

Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier

Printed in Germany · ISBN 978-3-423-62592-0

Prolog

Es war ein ganz gewöhnlicher Tag, als Robert verschwand, und das Sonderbarste an seinem Verschwinden war, dass niemand es bemerkt hat, nicht einmal seine Mutter.

Aber noch ist es nicht so weit. Noch sitzt Robert wie gewöhnlich auf seinem hohen Hocker in der Küche. Nur dass es an diesem Sommerabend so hell ist. Blendend weiße Streifen wirft die Sonne an die Wand, auf die Schränke, auf das Gesicht der Mutter. Die Jalousie vor der Balkontür hat winzige Löcher, und das Licht malt kleine Kringel überallhin. Robert braucht nur den Kopf zu wenden, dann kitzeln ihn die zitternden Lichtflecken im Gesicht und blenden ihn.

Alles wie immer. Roberts Vater wahrscheinlich irgendwo auf der Autobahn. Manchmal ruft er um diese Zeit an, aber meistens ist er zu müde, oder er hat eine Sitzung, die bis spät in die Nacht dauert, oder er muss mit irgendwelchen wichtigen Leuten essen. Bevor Roberts Mutter weggeht – sie hat immer irgendetwas vor, ihren Italienischkurs, eine Ausstellungseröffnung, eine Verabredung im Tennisklub –, richtet sie ihm das Abendessen her, eine kalte Platte oder ein paar Pfannkuchen, doch

Robert hat wieder einmal keinen Hunger, Robert will nicht, Robert lümmelt herum. Er beugt sich über die Essecke, wie ein Affe sitzt er da, klein, gelenkig, immer in Bewegung. Robert ist einer, der nicht still sitzen kann.

Aber seine Augen sind so sonderbar, sehr hell und ziemlich grün. Woher er das nur hat, diesen starren Blick, den niemand einfangen kann? Er blickt an seiner Mutter vorbei, er schaut durch sie hindurch . . .

»Hast du deine Augentropfen genommen?«

Ich weiß nicht, was dem Jungen fehlt, denkt seine Mutter, er hat doch alles.

»Hör auf, dir die Augen zu reiben! Und bitte tu mir den Gefallen und lass das ewige Fernsehen! Dass du mir nicht wieder stundenlang vor deinen Computerspielen sitzt, kaum dass ich aus dem Haus bin. Du weißt doch, dass dir das Flimmern schadet. Du musst aufpassen.«

»Ja, ja«, sagt Robert.

»Alles in Ordnung«, hatte der Augenarzt behauptet. Ein unangenehmer Typ, Augenbrauen dicht wie eine Bürste und gelbliche Haare, die ihm aus den Nasenlöchern wucherten. Er hat Robert angeglotzt, als wäre er eine Laborratte. »Wie kommen Sie darauf, dass ihm etwas fehlt? Hat er über Sehstörungen geklagt?«

Natürlich nicht! Robert denkt nicht im Traum daran, sich zu beklagen. Obwohl es ihm oft so vor den Augen flimmert. Ja, irgendetwas flimmert vor seinen Augen, oder in seinem Gehirn. Aber das hat nichts mit dem Fernsehen zu tun, und es macht ihm nichts aus. Im Gegenteil, es gefällt ihm. Wie das angefangen hat, weiß Robert nicht. Das ist lange her, länger, als er denken kann. Er braucht nur die Augen zu schließen, zum Beispiel vor dem Einschlafen, und schon geht es los.

Zuerst sind nur hellere und dunklere Flecken da, die von oben nach unten ziehen, wie auf einem Bildschirm. Langweilig! Dann kommen die Streifen, violett und grün, sie sind etwas zittrig, bald dicker, bald dünner, und es dauert nicht lange, dann tauchen farbige Schlangen auf, immer mehr Schlangen, ein feuriger Fasching. Jetzt braucht er nur noch ein wenig zu reiben, ganz leicht mit den Knöcheln über die geschlossenen Lider. Schon treten aus dem Wimmelmuster Bilder hervor: ein Meer, orangerot, mit weißer Brandung, ganze Geschwader von Vögeln, die blau über einen lilagrauen Himmel ziehen, große Farne, schnelle kleine Schiffe mit knatternden Segeln. Zuletzt die Figuren: schattenhafte Tänzer in einem Keller oder Ringkämpfer, die sich im Gras wälzen. Irgendwann taucht immer sein Feind auf, der riesige Koch mit der weißen Mütze – gleich wird er Robert anschreien, aber kein Ton kommt aus seinem weit aufgerissenen Maul...

Natürlich weiß niemand, was Robert da alles vor dem Einschlafen sieht. Er ist ja nicht blöd. Er wird sich hüten, zu verraten, was in seinem Augenkino läuft. Seinem Vater fiel doch immer nur ein und derselbe Satz ein, wenn er so was zu hören bekäme: Du bist verrückt.

Nein, Robert hat gelernt, sich nichts anmerken zu lassen, besonders, seitdem er auch unterm tags auf Empfang gegangen ist, vor allem in der Schule, im Biologieunterricht. »Geistesabwesend«, sagt Frau Dr. Korn. »Ihr Sohn ist oft völlig geistesabwesend!«

Auch seine Mutter fragt ihn oft: »Woran denkst du?«

»Nichts Besonderes«, sagt Robert.

Frau Dr. Korn hat zwar keine Ahnung, aber ganz falsch liegt sie nicht. Er bringt immer gute Noten nach Hause,

aber eigentlich ist Robert faul. Das kann er sich leisten, denn er hat ein fantastisches Gedächtnis. Nicht für das, was er hört, oder für die Vokabeln, die er büffeln soll, sondern für das, was er sieht. Eine Seite im Französisch-Lehrbuch, ein paar Formeln an der Tafel – er braucht nur einmal hinzusehen, schon hat er es gespeichert wie auf einem Film oder auf einer Diskette.

Mit diesem Trick arbeitet Robert auch in der Malstunde. Die steht nicht im Stundenplan; es ist ein freiwilliger Arbeitskreis. Robert geht jeden Dienstagnachmittag hin, weil der Professor Winziger so ein toller Lehrer ist. Ein ungeschlachter Riese mit einem störrischen weißen Haarschopf – aber wenn er eine Zeichnung anfasst, wirkt er zart wie eine Krankenschwester.

Winziger ist ein altmodischer Mann. Er lässt seine Schüler nach der Natur zeichnen und malen. Manchmal bringt er auch einen Stich oder eine Zeichnung mit, die sie kopieren sollen. Er kann es gar nicht fassen, dass Robert nur einen Blick auf die Vorlage wirft, und schon hat er sie im Kopf und zeichnet sie aus dem Gedächtnis nach.

Ab und zu bringt der Alte ein kostbares Blatt aus seiner Sammlung mit in die Klasse. Neulich zum Beispiel reichte er einen altdeutschen Kupferstich aus dem sechzehnten Jahrhundert herum. Robert erinnert sich genau an das Bild, das die Heimkehr des verlorenen Sohnes zeigte, eine Geschichte aus der Bibel. Bevor Winziger seine Schätze aus der Hand gibt, schaut er in die Runde und ruft: »Die Dorftrottel mit ihren Dreckpfoten können jetzt heimgehen oder Fußball spielen! Für euch sind mir meine Originale zu schade.«

Damit meint er in erster Linie Ratibor, der immer ganz

hinten sitzt und sehnsüchtig aus dem Fenster schaut. Für Kupferstiche interessiert er sich nicht. Ratibor ist Roberts bester Freund. Ursprünglich konnten sich die beiden nicht ausstehen, und das war kein Wunder. Denn Ratibor spielt Hockey wie ein Champion; Robert liest. Seine Eltern haben Geld; bei Ratibor reicht es hinten und vorne nicht. Außerdem hat er so viele Geschwister, dass kein Mensch sich alle ihre Namen merken kann, nicht einmal ihre Mutter, während Robert als Einzelkind nicht weiß, wie es ist, mit einem älteren Bruder zu raufen. Und so weiter.

Eines Tages bemerkten die beiden, dass sie sich beneideten. Dann fingen sie an, einander zu bewundern. Und eines Tages stellten sie fest, dass sie zusammen unschlagbar waren. Seitdem sind sie unzertrennlich.

Was aber den Besuch beim Augenarzt betrifft – den hätte sich seine Mutter schenken können. Der hat sicher eine Stange Geld gekostet, denn die Praxis war schneeweiß, sogar die Teppiche, die Stühle und die Bilder an der Wand.

»Ich weiß nicht, was ihm fehlt. Mein Sohn reibt sich immerzu die Augen.«

»Das werden wir gleich haben.«

Es war eine richtige Zeremonie, beinahe wie in der Kirche. Das Zimmer war verdunkelt. Robert musste auf einem hohen Stuhl Platz nehmen, vor den Augen eine schwere, monströse Brille, weder Fernrohr noch Mikroskop, sondern eine Kombination von allerlei Linsen, Blenden und Spiegeln. Plötzlich war alles gleißend hell, dann wieder dunkel und dazu die einschläfernde Stimme des Arztes: »Ist es so schärfer? Besser? Verschwommen? Heller? Dunkler?«

Robert versuchte, die Schrift zu lesen, aber die Wörter, die auf der Tafel standen, ergaben keinen Sinn:

LAMRON

MUART

NOITANIZULLAH

Dann ein Klick und ein neues Bild – es war sehr schwül in dem weißen Zimmer –, und in der letzten Zeile stand, ganz winzig, mit ameisenwimmelnden Buchstaben:

ANAGROMATAF

Doch so leicht ließ sich Robert nicht ins Bockshorn jagen. Der Trick war ganz einfach: Man musste nur die Wörter von hinten nach vorne lesen. »Fata Morgana«, rief er. »Tadellos«, sagte der Arzt, und die buschigen Augenbrauen zogen sich zurück. »Jetzt noch die Netzhaut!«

Robert sah in der Dunkelheit eine leuchtende Scheibe, die wie eine Landkarte geädert war. Winzige rote Flüsse mündeten in ein weißes Meer. »Das ist dein Auge.« Aber wie kann man in sein eigenes Auge schauen? Vor dem schwarzen Hintergrund schwebend sah es aus wie ein glühender Mond am Nachthimmel.

Der Arzt nahm ihm die schwere Brille ab, die Jalousien wurden geöffnet, die Sonne schien wie immer. »Kein Befund«, sagte der Mann. »Es besteht kein Grund zur Besorgnis.«

Trotzdem hat er Robert diese Augentropfen verschrieben. Sie waren wasserklar und leicht ölig. Wenn er den

Kopf in den Nacken warf und auf den kleinen roten Gummischlauch drückte, brannten sie ihm ein bisschen in den Augen. Robert mochte das nicht, und die grüne Flasche war ihm zuwider. Sogar den weißen Zettel, der in der Packung lag, fasste er nur mit spitzen Fingern an, aber weil er alles las, was ihm vor die Augen kam, konnte er es nicht lassen, ihn zu studieren.

Zus.: Naphtazolinnitrat 2,5 mg,
Phenylephrin-HCl 12 mg,
Antazolinsulfat 20 mg.

Anw.: Blendungsstörungen, akute
und chronische Reizzustände
der ableitenden Tränenwege.

Nebenw.: Mögliche systemische
Wirkungen: zentrale Erregung,
Herzklopfen, Rhythmusstörungen,
Kopfschmerzen.

Dos.: Mehrmals täglich 1–2 Tr. in
den Bindehautsack einträufeln. Für
Kinder unzugänglich aufbewahren!

»Du kommst mir vor«, sagte Robert zu seiner Mutter,
»wie jemand, der seine Tränen aus der Apotheke holt.«

Er hat die Tropfen schon am ersten Tag ins Klo geschüttet und die grüne Flasche mit Wasser gefüllt. Mehrmals am Tag legt er den Kopf in den Nacken und badet seine Augen mit 1–2 Tr. Leitungswasser, damit seine Mutter beruhigt ist. Das brennt nicht. Robert spürt weder Herzklopfen noch Kopfschmerzen und auch keine zentrale Erregung. Er lacht. Seine Mutter ist zufrieden.

Sie sieht heute jünger aus, wie immer, wenn sie ausgeht. Aber der Lippenstift ist es nicht, auch nicht die Frisur, es sind nicht einmal die schmalen, weichen, hohen

Schuhe; es ist die Erwartung, die sie schön macht. Sie trägt ein schwarzes Kleid aus einem Stoff, der schillernde Schlangenmuster wirft, wenn sie sich bewegt – »Man nennt das Moiré«, erklärt sie ihm –, und dazu zieht sie jetzt einen roten Seidenhandschuh an, der ihr bis an den Ellenbogen reicht. Aber wohin sie geht, das sagt sie nicht.

Robert hört die Tür zufallen, die Absätze auf dem Parkett im Treppenhaus, das Summen des Aufzugs.

»Kommst du allein zurecht?«, hat seine Mutter gefragt, wie immer. Ja, Robert kommt allein zurecht. Er kauert auf seinem Hocker, schenkt sich ein Glas Eistee ein und greift zerstreut nach seinem Schinkenbrot. Er schwitzt. Vielleicht gibt es bald ein Gewitter. Robert liebt es, wenn die erste kalte Bö durch die Bäume fegt, Fenster und Balkontüren zuknallen, wenn sich der Himmel verdunkelt, wenn es dann kracht und das eisige Blitzlicht über der Stadt flammt, je näher, je besser, und das Wasser gegen die Scheiben klatscht . . .

Aber das Gewitter lässt auf sich warten. Robert legt sein Schinkenbrot weg. Er hat keinen Hunger. Er trödelt. Auf der Arbeitsplatte neben dem Herd liegt ein scharlachroter Handschuh, den seine Mutter vergessen hat. Sie nimmt es doch sonst immer so genau mit ihrer Toilette, denkt Robert und wundert sich. Dann schaltet er den Fernseher ein. Überall nur Werbung für Chlorreiniger und Katzenfutter. Mit der Fernbedienung stopft er den Reklamegeiern das Maul und fängt an, in seinen Taschen zu wühlen.

Er hat ein kakifarbenes T-Shirt an, darüber eine dünne blaue Leinenjacke mit mindestens sechs Taschen. »Immer diese alte, unförmige Jacke«, sagt seine Mutter, »die ist ja ganz ausgebeult.« Das kommt davon, dass er alles mit sich herumschleppt, eine blöde Gewohnheit. Ratibor,

sein Freund Ratibor, behauptet sogar, dass Robert klaut. Das ist Unsinn, er ist nur zerstreut, er angelt sich einfach, was auf dem Tisch herumliegt, und steckt es ein. »Geistesabwesend«, behauptet Frau Dr. Korn, wenn er im Unterricht an etwas anderes denkt, und seine Mutter sagt: »Weiß Gott, von wem er das hat, von mir jedenfalls nicht.«

Ein Feuerzeug, ein kleiner Taschenrechner in einem Plastiketui, Werbegeschenk von irgendeiner Fluggesellschaft, ein Kaugummi, eine Armbanduhr, eine Zwanzigdollarnote von seiner ersten Amerikareise im letzten Jahr, ein Kugelschreiber, ein paar Münzen ... Und was noch? Ach ja, der Porsche, ein kleines Spielzeugauto zum Aufziehen, Kinderkram, aber wunderbar, mit Türen, die auf- und zugehen, und einer Motorhaube, die sich öffnen lässt. Wo er das Ding wohl gefunden hat?

Ratibor ärgert sich über diese Angewohnheit. Einmal hat er sogar verlangt, dass Robert seine Taschen ausleert, bevor er heimgeht. Und tatsächlich, Robert hatte ihm ein Foto geklaut, das auf dem Tisch herumlag, ein Polaroid, das Ratibor in voller Hockey-Kluft zeigte, mit Helm, Knieschonern und Schläger, vor einem Reklameplakat mit Cowboys aus dem Wilden Westen. Er sah gut darauf aus, furchtlos und trotzig, mit seinen verwuschelten roten Haaren. Robert weigerte sich hartnäckig, es herauszurücken.

Robert ist eben so. Man kann ihm diese Macke nicht abgewöhnen. Wenn man ihm den winzigen Schraubenzieher wegnimmt, den er aus Versehen eingesteckt hat, dann ist es beim nächsten Mal vielleicht ein Schlüsselanhänger oder ein Radiergummi, den er mitgehen lässt. Woher hat er beispielsweise dieses Feuerrad?

Es ist ein Kinderspielzeug, eines von diesen Dingen aus Blech, mit einem Handgriff untendran. Wenn Robert auf die Feder drückt, dreht sich das Rädchen, zwei Feuersteine reiben sich an einem Ring, auf dem eine Schmirgelschicht glitzert, und schlagen Funken. Das Rädchen hat ein rotes und ein gelbes Fenster aus Zelluloid. Zwei schwarze Katzen sind auf die Vorderseite gemalt, in einer Spirale, die sich immer schneller windet, je heftiger er den Griff drückt. Rot und gelb, rot und gelb funkeln jetzt die Katzenaugen, bis das Ganze vor seinen Augen zu einem farbigen Leuchtkreisel verschwimmt.

Robert hält das Ding vor den Bildschirm. Dort ist jetzt eine graue Stadt zu sehen. Es ist Winter. Lastwagen kriechen über die breiten, verschneiten Straßen. Frauen mit Kopftüchern schaufeln den Schnee auf hohe Haufen am Rand der Fahrbahn. Leute in dicken Mänteln und hohen Pelzmützen eilen vorbei.

Robert ist nahe daran, von seinem Hocker zu sinken und einzuschlafen. Das macht die Hitze im Zimmer. Er ist müde, und es wird ihm ein wenig schwindlig. Er reibt sich die Augen. Auf dem Bildschirm ganz nah tauchen zwei, drei, vier Uniformierte in langen Ledermänteln auf. Ihre Stiefel sind mit Schmutz bedeckt. Neben ihnen steht eine alte Frau, sie blickt direkt in die Kamera. Ihre Augen unter den langen weißen Brauen sind wässrig, blau, sonderbar ausdruckslos. Ob sie wohl blind ist? Nein, sie blinzelt. Auf der Straße nähert sich eine Prozession, ein langer Zug von stummen Leuten, oder ist es eine Demonstration? Die alte Frau steht mit offenem Mund da. Neben ihr springt ein Junge ins Bild, ein behänder Teufel. Er ist nur von hinten zu sehen, sein Nacken, seine blaue Jacke. Er sieht aus wie Robert.

Aber wo ist Robert? Es wird ihm schwarz vor den Augen. Gleich wird er von seinem Hocker gleiten! Aber nein, Robert ist gelenkig, geschickt ist er, das muss man ihm lassen.

Robert ist nicht mehr da. Nur der Fernseher läuft, langsam schmilzt das Eis im Teeglas auf der Theke, und die Küchenuhr zeigt drei vor neun, während sich draußen der Himmel rasch verdunkelt und die ersten Tropfen des Wolkenbruchs gegen die Fensterscheiben trommeln.

Die erste Reise



Das Schlimmste war nicht die Kälte. Es war der Wind, ein nadelscharfer Wind, den er auf der bloßen Haut spürte, als stünde er nackt unter einer eisigen Dusche. Robert rieb sich die Augen, aber es half nichts. Er war hellwach.

Da stand er nun, mitten im Winter, auf einer breiten, schnurgeraden, verschneiten Straße, die er nie zuvor gesehen hatte. Oder doch? Die Frauen mit den Kopftüchern, die den schmutzigen Schnee auf die hohen Wächten am Straßenrand schaufelten, die grauen, gleichförmigen Häuser, die Männer in den langen Uniformmänteln – das kannte er doch! Gleich neben ihm stand die alte Frau mit den wässrigen Augen. Neu war ihm nur der Mann im Ledermantel, der breitbeinig da stand. Er trug eine olivgrüne Tellermütze und sah wie ein Offizier aus. Der Mantel reichte ihm bis an die Knöchel, und in den Armen hielt er einen schweren, schwarzen Kasten, den er wie eine Waffe auf die alte Frau gerichtet hielt, die laut vor sich hin schimpfte. Erst als der Mann anfang, an dem Ding zu kurbeln, und als die Maschine zu surren anfang, begriff Robert, dass er eine altmodische Filmkamera trug.

Weiter hinten war eine dichte Menschenmenge zu sehen. In der vordersten Reihe rückten Männer in abgerissenen Militärmänteln vor. Aus dem Hintergrund waren Frauenstimmen zu hören, die im Chor einen unverständlichen Spruch wiederholten: *ram-tam-tám, ram-tam-tám*. Zitternd vor Kälte stand Robert da. Er hatte keine Ahnung, wie er an diesen Ort geraten war, aber eines wusste er: Gleich würde es losgehen. Das konnte er aus dem Fernsehen. Egal, was diese aufgebrauchte Menge wollte – vielleicht ging es um einen Streik, oder sie hatten Hunger –, die Wut stand ihnen ins Gesicht geschrieben. Aus der Gegenrichtung waren jetzt zwei olivgrüne Lastwagen aufgefahren, die aussahen, als kämen sie aus einem alten Kriegsfilm. Aber das waren keine Amerikaner; dazu waren die Fahrzeuge zu klapprig und zu verbeult. Der Offizier hörte auf zu filmen und bellte einen Befehl. Die Soldaten sprangen ab und sperrten die Straße. Sie trugen Gewehre. Um die Füße hatten sie wollene Lappen gewickelt. Einen Moment lang war es ganz still. Die Frauen mit den Kopftüchern ließen ihre Schaukeln sinken. Dann war aus der Ferne ein mahlendes Geräusch zu hören. Das mussten Panzer sein.

Robert hatte Angst. Er sah sich um, duckte sich und rannte los. Er schlüpfte zwischen zwei grinsenden Soldaten hindurch, sprang über einen Schneehaufen und blieb atemlos vor einem Hauseingang stehen. Er rüttelte an der eisernen Tür, aber sie war verschlossen. Links neben dem Eingang führte eine tief verschneite kleine Treppe in den Keller. Er stolperte und spürte, wie der Schnee in seine Halbschuhe eindrang. Wütend riss er an der Klinke der Kellertür. Zum Glück war die Tür offen. Er sah sich in dem kahlen, dunklen Raum um. An dem Geruch nach

Seife und nach kaltem Dampf merkte er, dass er in einer Waschküche stand. Nirgends war eine Waschmaschine zu sehen. Er stolperte über einen Haufen Kohlen. Ein rostiges Ofenrohr führte zu einem Herd, auf dem zwei große Töpfe standen. Aber der Herd war kalt. An einer aufgespannten Leine hingen riesige Betttücher. Er nahm drei herunter und überzeugte sich davon, dass sie trocken waren. In seiner dünnen blauen Leinenjacke war er völlig durchgefroren. Um sich aufzuwärmen, wickelte er sich in die Laken und ließ sich auf einer verwitterten Holzbank nieder, die mitten im Raum stand.

Die Sprechchöre draußen waren verstummt. Robert lauschte. Die plötzliche lautlose Pause kam ihm nicht geheuer vor. Dann war eine scheppernde Megafonstimme zu hören. Kurz darauf folgten die ersten Schüsse. Hoffentlich schießen sie in die Luft, dachte Robert. Vereinzelte Schreie wurden laut, er glaubte das Scharren und Trampeln der fliehenden Menge zu vernehmen, Befehle, Motorenlärm, das Rasseln der Panzerketten, die sich allmählich entfernten. Dann war es wieder still.

Robert streckte sich auf der Holzbank aus, zog Schuhe und Strümpfe aus und begann, seine blaugefrorenen Füße zu massieren. In seinem dicken Wickel aus Bettlaken wurde ihm allmählich wärmer, und statt darüber nachzugrübeln, wie und wo er hier gelandet war, nickte er ein.

Als er wieder erwachte, wusste er nicht, wie viel Zeit vergangen war. In der Waschküche war es stockdunkel. Er spürte, dass seine Füße eingeschlafen waren, und hüpfte auf dem kalten Zementboden auf und nieder, bis er wieder fit war. Außerdem hatte er Hunger. Sehnsüchtig dachte er an das Schinkenbrot, das er zu Hause liegen

gelassen hatte. In diesem kalten, feuchten Raum konnte er nicht bleiben.

Er zog seine Schuhe an, öffnete einen Spaltweit die Kellertür und spähte hinaus. Die Straße lag verlassen da. Nur hie und da schaukelten ein paar trübe Straßenlaterne im Wind. Die nackten Glühbirnen warfen zitternde, schwache Lichtkreise auf den Schnee. Er gab sich einen Ruck und stapfte vorsichtig die Stufen der Kellertreppe hinauf.

Von der Schießerei am Nachmittag war keine Spur zu sehen. Keine verstreuten Kleider, kein Blut, keine Toten. Nur die Abdrücke der Panzerketten im Schnee erinnerten an die Demonstration. Die Straße kam Robert öde vor. Ein schwefliger Geruch hing in der Luft. Farblose Häuserblöcke mit auffälligen Balkonen zogen sich in beiden Richtungen hin, so weit er sehen konnte. Nirgends ein Schaufenster oder eine Neonreklame, nirgends eine Wohnung, in der Licht brannte. Nicht einmal eine Telefonzelle schien es hier zu geben. Er beschloss, den Drähten zu folgen, die über die Straße gespannt waren. Eine Straßenbahn! Aber im Schnee waren keine Schienen zu sehen. Vielleicht fuhr hier ein Oberleitungsbus? Irgendwo musste es in dieser Stadt doch ein Zentrum geben, ein Hotel, einen Bahnhof!

Auf dem Weg begegnete ihm kein einziges Auto. Das ganze Viertel schien ausgestorben. Endlich, an der fünften oder sechsten Kreuzung, fielen ihm ein paar beleuchtete Fenster im Erdgeschoss eines Eckhauses auf. Von Weitem sah es nach einem Geschäft aus, aber die Schaufenster waren aus Milchglas, und ein Ladenschild gab es nicht. Er trat näher. An der Tür stand mit durchsichtigen Lettern ins Glas geschrieben:

АПТЕКА

Das war Russisch! Er war in einer russischen Stadt gelandet! Die fremde Schrift war nicht schwer zu entziffern. Er trat näher an die Milchglastür. Die durchsichtigen Buchstaben gaben einen schmalen Blick ins Innere frei. Der Raum war ganz in Weiß gehalten. Er wirkte nicht wie eine richtige Apotheke, eher wie eine Amtsstube oder ein Labor. Nirgends gab es einen Schaukasten oder eine Reklame, und auf der Theke standen keine Schachteln mit Werbeangeboten. Es sah ganz so aus, als wollte man hier überhaupt nichts verkaufen, als hätte man alle Medikamente in Schubladen oder Wandschränken versteckt.

Auf einem verschlissenen Ledersofa saß die Apothekerin. Sie trug eine weiße Haube, hinter der ein blonder Haarknoten hervorsah, und eine Nickelbrille. Den Kopf hielt sie zur Seite geneigt, und Robert sah auf den ersten Blick, dass sie schlief.

Eine Nachtglocke gab es nicht. Robert entschloss sich, mit den Fingerspitzen an die Scheibe zu klopfen, zuerst ganz leise, dann immer stärker. Die Apothekerin fuhr aus dem Schlaf. »Lassen Sie mich rein«, rief er. Sie schüttelte den Kopf, stand aber auf, schlurfte zur Tür und machte sie einen Spaltweit auf. Als sie Robert sah, wich sie zurück und stieß einen kleinen Schrei aus. Er drückte die Tür auf, trat ein und wankte schnurstracks auf das alte Ledersofa zu. Der Marsch durch die menschenleeren Straßen hatte ihn ziemlich mitgenommen. Während die Frau ihn erschrocken anstarrte, ließ er sich seufzend nieder.

Ihm gegenüber hing ein zersprungener Spiegel an der